

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

Bernhard Schlink

*Die Frau
auf der Treppe*

Roman

Diogenes

Umschlagillustration: Francis Picabia,
›Les Pins, Effet de Soleil, St. Tropez‹,
1909 (Ausschnitt)
Copyright © Francis Picabia/2014,
ProLitteris, Zürich

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2014
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
800/14/8/1
ISBN 978 3 257 06909 9

ERSTER TEIL

I

Vielleicht sehen Sie das Bild eines Tages. Lange verschwunden, plötzlich aufgetaucht – alle Museen werden es zeigen wollen. Karl Schwind ist derzeit nun einmal der berühmteste und teuerste Maler weltweit. Als sein siebzigster Geburtstag war, begegnete er mir in allen Blättern und auf allen Kanälen. Allerdings musste ich lange hinschauen, bis ich im alten Mann den jungen wiedererkannte.

Das Bild erkannte ich sofort wieder. Ich betrat den letzten Hof der Art Gallery, und da hing es und berührte mich wie damals, als ich den Salon des Hauses Gundlach betrat und das Bild zum ersten Mal sah.

Eine Frau kommt eine Treppe herab. Der rechte Fuß tritt auf die untere Stufe, der linke berührt noch die obere, setzt aber schon zum nächsten Schritt an. Die Frau ist nackt, ihr Körper blass, Schamhaar und Haupthaar sind blond, das Haupthaar glänzt im Schein eines Lichts. Nackt, blass, blond – vor einem graugrünen Hintergrund verschwommener Treppenstufen und -wände kommt die Frau dem Betrachter mit schwebender Leichtigkeit entgegen. Zugleich hat sie mit ihren langen Beinen, runden, vollen Hüften und festen Brüsten sinnliche Gewichtigkeit.

Ich ging langsam auf das Bild zu. Ich war verlegen, auch

das wie damals. Damals war ich verlegen, weil mir die Frau, die mir am Tag davor in meinem Büro in Jeans, Top und Jacke gegenübergesessen hatte, im Bild nackt gegenübertrat. Jetzt war ich verlegen, weil mich das Bild an das erinnerte, was damals geschehen war, worauf ich mich damals eingelassen und was ich alsbald aus meinem Gedächtnis verbannt hatte.

»Frau auf einer Treppe« stand auf dem Schild neben dem Bild und dass es sich um eine Leihgabe handele. Ich fand den Kurator und fragte ihn, wer das Bild der Art Gallery geliehen habe. Er sagte, er dürfe den Namen nicht nennen. Ich sagte, ich kenne die Frau auf dem Bild und den Eigentümer des Bilds und könnte ihm voraussagen, dass es Streit um das Eigentum am Bild geben werde. Er runzelte die Stirn, blieb aber dabei, er dürfe den Namen nicht nennen.

Mein Rückflug nach Frankfurt war für Donnerstagnachmittag gebucht. Nachdem die Verhandlungen in Sydney am Mittwochvormittag abgeschlossen waren, hätte ich auf Mittwochnachmittag umbuchen können. Aber ich wollte den Rest des Tags im Botanischen Garten verbringen.

Ich wollte dort zu Mittag essen, im Gras liegen und am Abend im Opernhaus *Carmen* hören. Ich mag den Botanischen Garten, an den im Norden eine Kathedrale und im Süden das Opernhaus grenzen, in dem die Art Gallery und das Konservatorium stehen und von dessen Hügeln der Blick auf die Bucht geht. Der Garten hat einen Palmen-, einen Rosen- und einen Kräutergarten, Teiche, Lauben, Statuen und viel Rasen mit alten Bäumen, Großeltern mit Enkelkindern, einsamen Frauen und Männern mit ihren Hunden, Gruppen beim Picknick, Liebespaaren, Lesenden, Schlafenden. Auf der Loggia des Restaurants in der Mitte des Gartens ist die Zeit stehengeblieben: alte eiserne Säulen, ein altes eisernes Geländer und ein Blick in Bäume mit Flughunden und auf einen Brunnen mit Vögeln mit buntem Gefieder und langen krummen Schnäbeln.

Ich bestellte das Essen und rief meinen Kollegen an. Er hatte den Unternehmenszusammenschluss auf australischer

Seite vorbereitet, ich auf deutscher. Wir waren, wie das bei Unternehmenszusammenschlüssen ist, sowohl Partner als auch Gegner. Aber wir waren im gleichen Alter, beide Senior einer der letzten großen Kanzleien, die noch nicht von Amerikanern oder Engländern übernommen sind, beide Witwer und mochten uns. Ich fragte ihn nach der Detektei, deren sich seine Kanzlei bediente, und er nannte sie mir.

»Gibt es ein Problem, bei dem wir helfen können?«

»Nein, nur eine alte Neugier, die ich befriedigen möchte.«

Ich rief die Detektei an. Wem das Bild von Karl Schwind in der Art Gallery of New South Wales gehöre, ob einer Irene Gundlach oder einer Irene ehemals Gundlach und ob eine Frau dieses Namens in Australien lebe. Der Chef der Detektei hoffte, es mir in ein paar Tagen sagen zu können. Ich bot eine Prämie, wenn er es mir am nächsten Morgen sagen würde. Er lachte. Entweder er komme bei der Art Gallery heute an die Informationen oder es dauere ein paar Tage, Prämie hin, Prämie her. Er werde sich melden.

Dann kam das Essen, und zum Essen bestellte ich eine Flasche Wein, die ich nicht austrinken wollte und doch austrank. Manchmal wachten die Flughunde auf, alle zugleich, flogen rauschend aus den Ästen und um die Bäume, hängten sich wieder in die Äste und hüllten sich wieder in ihre Flügel. Manchmal stieß einer der bunten Vögel am Brunnen einen Schrei aus. Manchmal schrie auch ein Kind oder bellte ein Hund oder klang das Reden einer Gruppe von Japanern wie das Zwitschern eines Vogelschwarms zu mir herüber. Manchmal hörte ich nur das Zirpen der Zikaden.

Am Hang unterhalb des Konservatoriums legte ich mich ins Gras. In meinem Anzug – die Vorstellung, später in ei-

nem knittrigen, vielleicht fleckigen Anzug herumzulaufen, die mich sonst geschreckt hätte, schreckte mich nicht. Dann wurde mir auch gleichgültig, was mich in Deutschland erwartete. Es gab nichts, auf das ich nicht verzichten konnte, nichts, bei dem man nicht auf mich verzichten konnte. Bei allem, was vor mir lag, war ich ersetzbar. Nicht ersetzbar war ich nur bei dem, was hinter mir lag.

Eigentlich hatte ich nicht Rechtsanwalt werden wollen, sondern Richter. Ich hatte die entsprechende Examensnote, wusste, dass Richter gesucht wurden, war bereit, dahin zu ziehen, wo man mich brauchte, und hielt das Einstellungsgespräch im Justizministerium für eine Formalie. Es war an einem Nachmittag.

Der Personalreferent war ein alter Herr mit gütigen Augen. »Sie haben mit siebzehn Abitur gemacht, mit einundzwanzig das erste und mit dreiundzwanzig das zweite Examen – ich hatte noch nie einen so jungen und selten einen so guten Bewerber.«

Ich war stolz auf meine guten Noten und meine jungen Jahre. Aber ich wollte einen bescheidenen Eindruck machen. »Ich wurde vorzeitig eingeschult, und die Umstellungen beim Schulbeginn, einmal von Frühjahr auf Herbst und dann noch mal von Herbst auf Frühjahr, haben zwei halbe Jahre gebracht.«

Er nickte. »Zwei geschenkte halbe Jahre. Ein weiteres geschenktes halbes Jahr, weil Sie nach dem ersten Examen nicht warten mussten, sondern sofort Referendar wurden. Sie haben eine Menge Zeit gut.«

»Ich verstehe nicht ...«

»Nein?« Er sah mich milde an. »Wenn Sie nächsten Monat anfangen, werden Sie zweiundvierzig Jahre lang über andere richten. Sie werden oben sitzen und die anderen unten, Sie werden ihnen zuhören, mit ihnen sprechen, ihnen auch einmal zulächeln, aber am Ende von oben herab entscheiden, wer im Recht ist und wer im Unrecht und wer seine Freiheit verliert und wer sie behält. Wollen Sie das – zweiundvierzig Jahre lang oben sitzen, zweiundvierzig Jahre lang recht haben? Meinen Sie, das tut Ihnen gut?«

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ja, mir hatte die Vorstellung gefallen, als Richter oben zu sitzen und gerecht mit den anderen zu verhandeln und gerecht über sie zu entscheiden. Warum nicht zweiundvierzig Jahre lang?

Er schloss die Akte, die vor ihm lag. »Natürlich nehmen wir Sie, wenn Sie wirklich wollen. Aber ich nehme Sie heute nicht. Kommen Sie nächste Woche wieder, mein Nachfolger soll Sie einstellen. Oder kommen Sie in eineinhalb Jahren wieder, wenn Sie Ihr Guthaben genutzt haben. Oder in fünf Jahren, wenn Sie sich die Welt des Rechts als Rechtsanwalt oder Justitiar oder Kriminalkommissar von unten angeschaut haben.«

Er stand auf, und ich stand auch auf, verwirrt und sprachlos, sah ihm zu, wie er den Mantel aus dem Schrank holte und über den Arm legte, ging mit ihm aus dem Zimmer, den Gang entlang, die Treppe hinab und stand schließlich mit ihm vor dem Ministerium.

»Spüren Sie den Sommer in der Luft? Nicht mehr lange, und wir haben heiße Tage und laue Abende und warme Gewitter.« Er lächelte. »Seien Sie Gott befohlen.«

Ich war gekränkt. Die wollten mich nicht? Dann wollte

ich sie auch nicht. Ich wurde Rechtsanwalt nicht wegen des Rats des alten Herrn, sondern gegen ihn. Ich zog nach Frankfurt, trat bei Karchinger und Kunze ein, einer fünfköpfigen Kanzlei, schrieb neben der Arbeit als Rechtsanwalt eine Doktorarbeit und wurde nach drei Jahren Partner. Ich war der jüngste Partner in einer Frankfurter Kanzlei und war stolz darauf. Karchinger und Kunze waren Schul- und Studienfreunde, Kunze ohne Frau und Kinder, Karchinger mit einer rheinisch fröhlichen Frau und einem Sohn in meinem Alter, der eines Tages einen Platz in der Kanzlei finden sollte, sich durchs Studium kämpfte und von mir aufs Examen vorbereitet wurde. Wir kamen und kommen zum Glück gut miteinander aus. Heute ist er Senior, wie ich, und hat, was ihm an juristischer Kompetenz fehlt, durch soziales Geschick wettgemacht. Er hat wichtige Mandate beschafft. Dass wir heute siebzehn junge Partner und achtunddreißig angestellte Mitarbeiter haben, ist auch sein Verdienst.

In den ersten Jahren bekam ich die Fälle, an denen Karchinger und Kunze kein Interesse hatten. Ein Maler, der einen Auftrag erledigt hatte, dafür bezahlt worden war und jetzt mit dem Auftraggeber im Streit lag – das gab der erfahrene Büroleiter an mich, ohne Karchinger oder Kunze auch nur zu fragen.

Karl Schwind kam nicht allein. Mit ihm, Anfang dreißig, kam eine Frau, Anfang zwanzig, und während er mit strubbeligem Haar und Latzhose in den Sommer 1968 passte, wirkte sie in ihrer Makellosigkeit an seiner Seite wie ein Fremdling. Sie bewegte sich gelassen, musterte mich kühl, und wenn der Maler sich ereiferte, legte sie ihm die Hand auf den Arm.

»Er will mich keine Aufnahmen machen lassen.«

»Sie ...«

»Mein Portfolio ist zerstört, und von manchen Bildern muss ich neue Aufnahmen machen. Ich weiß, wer sie gekauft hat, rufe die Käufer an, und sie lassen mich vorbeikommen und die Bilder aufnehmen. Sie freuen sich über meinen Besuch. Er lehnt ab.«

»Warum?«

»Er sagt nicht, warum. Ich habe ihn angerufen, er hat

aufgelegt, und als ich ihm geschrieben habe, hat er nicht geantwortet.« Er hob und senkte, spreizte und ballte die Hände. Er hatte große Hände, wie alles an ihm groß war, Gestalt, Gesicht, Augen, Nase, Mund. »Ich hänge an meinen Bildern. Ich kann kaum ertragen, dass ich sie verkaufen muss.«

Ich erklärte ihm, dass das Gesetz dem Maler, der Vervielfältigungen herstellen will, ein Recht auf Zugang zu seinem Bild gibt. »Wenn er ein berechtigtes Interesse daran hat und keine berechtigten Interessen des Eigentümers entgegenstehen. Gibt es etwas, das der Eigentümer Ihnen entgegenhalten könnte?«

Der Maler schob das Kinn vor, presste die Lippen aufeinander und schüttelte den Kopf. Ich sah die Frau fragend an, und sie zuckte lächelnd die Schultern. Er gab mir den Namen des Eigentümers des Bilds, Peter Gundlach, und die Adresse in bester Lage am Hang des Taunus.

»Wie ist Ihr Portfolio zerstört worden? Nicht dass es darauf ankäme, aber wenn ich erklären kann, warum ...«

Wieder unterbrach er mich, und ich nahm es mir übel, wie ich mir damals immer übelnahm, wenn ich mich nicht so durchsetzte, wie ich es von mir erwartete. »Ich hatte einen Unfall, und das Portfolio ist mit dem Auto verbrannt.«

»Ich hoffe ...«

»Mir ist nichts passiert. Aber Irene war eingeklemmt und hat sich«, er legte seine Hand auf ihr Bein, »Verbrennungen geholt.«

»Das tut ...«

Er winkte ab. »Nichts Ernstes und lange verheilt.«

Ich schrieb an Gundlach, der sofort antwortete. Er sei missverstanden worden. Natürlich könne der Maler vorbeikommen und das Bild aufnehmen. Ich gab die Antwort an Schwind weiter und hielt die Sache für erledigt.

Aber eine Woche später war Schwind wieder da. Er war außer sich.

»Hat er Ihnen den Zugang verweigert?«

»Das Bild ist beschädigt. Am rechten Bein – es sieht aus, als wäre er mit dem Feuerzeug drübergegangen.«

»Er?«

»Ja, Gundlach. Es sei einfach passiert, sagt er. Aber es ist nicht einfach passiert, sondern mit Absicht. Ich sehe so was.«

»Was wollen Sie jetzt?«

»Was ich jetzt will?« Die Frau war wieder dabei und legte ihm wieder die Hand auf den Arm. Aber er wurde trotzdem laut. »Was ich jetzt will? Es ist mein Bild. Ich habe es verkaufen müssen, und es hängt bei ihm, aber es ist mein Bild. Ich will es wieder richten.«

»Haben Sie ihm angeboten, das Bild zu reparieren?«

»Er lässt mich nicht. Er habe kein Problem mit dem kleinen Schaden, er wolle mich nicht im Haus haben, und aus dem Haus komme ihm das Bild nicht.«

Ich fand die Geschichte ein bisschen grotesk, aber die beiden sahen mich ernsthaft an, und so erklärte ich ihnen ernsthaft, dass die Lage rechtlich nicht einfach sei. Dass eine Entstellung vorliegen müsse, dass die Entstellung die Interessen des Urhebers gefährden müsse, dass die Interessen des Urhebers nur schutzwürdig seien, wenn ein größerer Personenkreis das entstellte Werk zu sehen bekomme, und dass der Eigentümer mit dem Werk, wenn es nur in seinem Privatbereich zu sehen sei, machen könne, was er wolle. »Ich kann Gundlach wieder schreiben und das eine und andere rechtliche Argument bringen. Aber wenn wir vor Gericht gehen müssen, sieht's nicht gut aus. Was zeigt das Bild eigentlich?«

»Eine Frau, die eine Treppe herabkommt.« Er sah sich in meinem Büro um. »Es ist ein großes Bild. Sie sehen die Tür? Das Bild ist ein bisschen größer.«

»Eine bestimmte Frau?«

»Sie ist ...«, sein Ton wurde trotzig, »sie war Gundlachs Frau.«